

Predigt zu Allerheiligen 2021

Liebe Schwestern und Brüder,

zu Hause hatten wir keinen Garten, nicht einmal einen Balkon. Die Familiengruft war deshalb immer auch ein bisschen Ersatz dafür. Die Grabpflege war nicht einfach nur fromme Pflicht, es war eine Art Familienritual und der Friedhof außerdem ein beliebtes Ausflugsziel. Besonders schön war das an Allerheiligen. Vielleicht erinnern Sie sich noch an die Zeit, als es Mode war, neben den üblichen, roten Grablichtern auch andere in allen möglichen und unmöglichen Farben aufzustellen. Die manchmal recht schrille Gestaltung wurde beim großen Rundgang nach der Andacht halb fasziniert halb kritisch in Augenschein genommen wie die Auslagen eines Bazars. Erst viel später lernte ich, dass dieser spielerisch-selbstverständliche Umgang mit der äußeren Ruhestätte unserer Toten nicht den gesellschaftlichen Trend im Umgang mit dem Tod widerspiegelt.

Da spielt die Angst eine große Rolle. Andere Kulturen kannten und kennen die Angst vor der Allgegenwart der Toten und ihrem Einfluss auf die Lebenden. Bei uns scheint es eher die Angst zu sein, etwas ganz Wesentliches ganz entschieden nicht in den Griff zu bekommen: unser Leben. Das Ideal der Selbstbestimmung, Herr des eigenen Lebens zu sein, frant an den Rändern aus. Viel Energie wird da hineingesteckt, diesen Missstand zu beseitigen – medizinische Forschung, Gesetzgebung auch über das vorgeburtliche und das todkranke Leben – und noch viel mehr alltägliche Verdrängung. Wer sich täglich ins Auto setzen muss, denkt besser nicht an die große Zahl der Verkehrstoten. Hier kann man sich leicht der Illusion hingeben, mit dem Steuer auch dieses Risiko weitgehend selbst in der Hand zu haben.

Eine Theorie besagt, dass mit Zeiten wie dieser d.h. mit den großen spätmittelalterlichen Pestepidemien ein neuer Umgang mit dem Tod seinen Anfang nahm. Seit damals wird der Tod als Person dargestellt: der Sensenmann, ein Skelett oder – versöhnlicher – ein hagerer Gevatter Tod. In der Maßlosigkeit der den ganzen Kontinent umfassenden Seuche scheint er nicht mehr so selbstverständlich Teil der göttlichen Ordnung, von diesem eingehegt, schon überwältigt durch Christus.

Ist es Zufall, dass in diese Zeit die Erfindung der mechanischen Uhr fällt, die Anfänge der präzisen Zeitmessung in Minuten und Sekunden? Und während man so versucht, die Zeit in den Griff zu bekommen, erkennt man wohl zugleich mehr und mehr, wie kurz unsere Lebensspanne eigentlich ist. Mit der wachsenden Ungewissheit darüber, was danach kommt, wächst auch das Bemühen, diese Lebenszeit auszukaufen. Wenn sich der Tod in diesem ganz weltlichen Szenario schon nicht beseigen lässt, dann vielleicht wenigstens an den Rand drängen und ignorieren. Aber erst das letzte Jahrhundert zeigt offensichtliche Erfolge, die

Geschwindigkeit, die Erlebnishäufigkeit immer mehr zu steigern und so – scheinbar – das Leben innerhalb seiner Grenzen auszudehnen bzw. zu verdichten. Das lenkt ab von der Grenze, an der wir heute ganz bewusst stehen.

Wir tun das nicht aus Todesverliebtheit, aus einem gewissen Hang zur Depression oder aus der Verbitterung, die oft am Ende großer Fortschrittsgläubigkeit steht. Wir tun es, weil wir an ein Leben glauben, dass weiter ist als die Spanne zwischen Geburt und Tod, weil wir eine Hoffnung haben, die uns den Blick auf diese Grenze ertragen lässt. Das ist kein neuer Trick, um diese Grenze zu leugnen oder herunterzuspielen, sondern – so denke ich – die einzige Möglichkeit, sie zu leben. Wenn Gott selbst das wagt, wenn er eine Macke an unserer Idee von seiner Vollkommenheit riskiert, weil er das lernen will, durchleben will für uns, dann können wir mitgehen. Wir können uns unserer Angst und der Trauer stellen mit dem, der Angst und Trauer selbst lebt und mitnimmt ins ewige Leben.

In den Sterbezimmern und auf den Friedhöfen finden wir immer noch vor allen anderen Bildern unseres Glaubens zuerst das Kreuz. Es ist das Zeichen der Auferstehung, das nicht über den Tod hinwegzilt. Es hält die Reihenfolge ein, die anfängt beim mitsterbenden Gott. Er begleitet uns zu den Gräbern und durch unsere Trauer, er begleitet unsere Verstorbenen durch den Tod, er umfasst uns, wenn wir es wagen, uns erinnern zu lassen an unsere eigene Sterblichkeit.

Was gewinnen wir nun mit unserem persönlichen Drahtseilakt an der Grenze des Grabes? Vielleicht etwas mehr Mut für uns, vielleicht etwas mehr Hoffnung für unsere lieben Verstorbenen, vielleicht – vom Kreuz Jesu aus wie von einem Grenzturm – einen Blick auf die andere Seite, auf sein, auf unser neues Leben, das gegenüber der Enge dieser Weltzeit den Namen „Leben“ wirklich verdient, auf eine Gemeinschaft, Gemeinschaft der Heiligen, die Lebende und Verstorbene umfasst und uns in diesen Tagen an den Gräbern selbstverständlich, freundlich, verbunden auf der nur noch dünnen und doch eigentlich deutlich weniger erschreckenden Grenze zwischen diesem und jenem Leben spazieren gehen lässt. Amen.